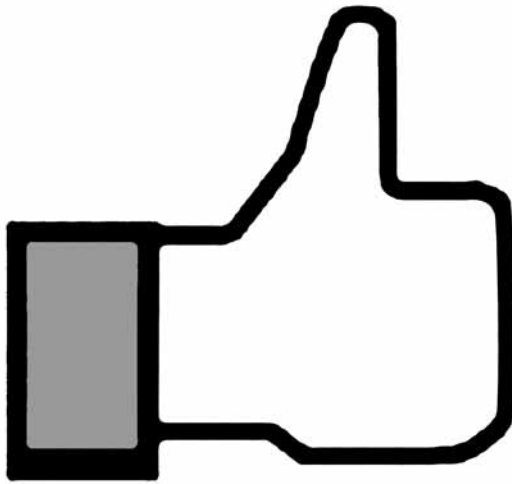


Hopp oder Topp?

Mit dem Web 2.0 stehen viele Grenzziehungen der sogenannten Moderne endgültig zur Disposition, etwa zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre, zwischen Nutzenden und Produzierenden, zwischen Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen. Menschen, die viel mit dem Internet arbeiten, setzen sich zum Teil aktiv mit diesen Prozessen der Entgrenzung auseinander und kommen zu unterschiedlichen Lösungen. Von Jana Ballenthien und Tanja Carstensen





Im Zuge der Globalisierung und Internationalisierung von Wirtschafts- und Finanzmärkten sowie einer Vermarktlichung unternehmensinterner Beziehungen wird seit den 1990er Jahren in der Soziologie intensiv das Phänomen der Entgrenzung diskutiert. In der Erwerbsarbeit lösen sich traditionelle Grenzen und Regelungen auf, es entstehen immer mehr unregelmäßige Arbeitsverhältnisse jenseits von Tarifverträgen, befristet, als Mini-Jobs oder Ich-AGs. Vormalig klare Arbeitszeiten verschwimmen zunehmend mit Zeiten außerhalb von Erwerbsarbeit, bedingt durch gestiegene Anforderungen und Arbeitsverdichtung auf Unternehmensseite, aber auch eigene Ansprüche an Selbstverwirklichung im Job. Die räumlichen Strukturen von Betrieben und Büros lösen sich auf und werden von Homeoffice, international kooperierenden Teams und Co-Working-Spaces abgelöst. Klassische Ausbildungen wie Schulbildung oder Studium verlieren an Bedeutung. Wichtiger werden Schlüsselqualifikationen wie Kommunikations- und Medienkompetenz. Auch nationalstaatliche Grenzen verlieren teilweise an Bedeutung. Entgrenzung wird für den Bereich der Erwerbsarbeit als ambivalenter Prozess diskutiert, der mehr Anforderungen an Selbstorganisation und Strukturierungsleistungen des Subjekts stellt und dabei Chancen größerer Autonomie innerhalb der Arbeitsverhältnisse bietet, aber auch Gefahren erhöhter Belastung und die Tendenz zur Selbstausbeutung birgt.

Nicht zuletzt die technologischen Veränderungen der letzten Jahre haben diese zeitliche, räumliche, rechtliche und organisatorische Entgrenzung mit bedingt. Die digitalen Medien wie Smartphones, Tablets, Social Networks wie Facebook oder Xing, Kurzmessagedienste wie Twitter und viele andere „Mitmachmöglichkeiten“ des Web 2.0 (Youtube, Flickr, Foursquare...) begünstigen Entgrenzungen – welche ihre Nutzerinnen und Nutzer zudem mit Handlungsaufforde-

rungen zu aktiver Partizipation konfrontieren.

In unserer von der Volkswagen-Stiftung finanzierten Untersuchung „Subjektkonstruktionen und digitale Kultur“ führten wir 30 Interviews mit Menschen zwischen 22 und 30 Jahren, die in den Berufsfeldern Onlinejournalismus, Webdesign, Programmierung, Online Development, Social Media Beratung und andere arbeiten. In der Befragung wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit Grenzen bzw. Entgrenzung eine wichtige Herausforderung im Alltag darstellt. Vier Themenkomplexe stehen dabei im Mittelpunkt: Die Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Freizeit, die Veränderungen im Verhältnis Privatsphäre und Öffentlichkeit, der permanente technische Wandel und die Herausforderungen des Lernens zwischen „alten“ Lerninstitutionen und einem autonomeren und autodidaktischeren Lernen.

Erwerbsarbeit und Freizeit

Viele unserer Interviewten beschreiben, dass Erwerbsarbeit und andere Lebensbereiche nicht mehr klar voneinander zu trennen sind. Es ist den Menschen selbst überlassen, die Fähigkeit zu entwickeln, eine Grenze zwischen beiden Bereichen zu ziehen, die sie als Subjekt nicht gefährdet. Der Bereich des Webwork scheint dabei besonders entgrenzt und oftmals auch prekär. Unabhängig ob in Festanstellung oder in Selbstständigkeit – Menschen, die sich in klaren Strukturen, ohne Überstunden und mit finanzieller Sicherheit befinden, sind rare Exemplare in der internetbasierten Arbeitswelt. Gleichzeitig zeigt unser Sample: Strukturelle Entgrenzung an sich gibt noch keinen Aufschluss darüber, ob sie von den Menschen negativ wahrgenommen wird. Die Menschen, mit denen wir Interviews führten, haben hohe Ansprüche an Selbstverwirklichung im Beruf. Vielen ist sie so wichtig, dass sie dafür zum Teil den Habitus einer selbstverständlichen Aufopferung an den Tag legen. Hier spaltet sich unser Sample in diejenigen, die innerhalb dieser Aufopferung selbstbewusst Grenzen ziehen können – Grenzen in der Organisation ihrer Social Networks in z.B. Freundinnen/Freunden und Kolleginnen/Kollegen, Grenzen bezüglich ihrer Arbeitszeit und Grenzen, wann sie für wen erreichbar sind – und denjenigen, die sich davon schlucken lassen. Die Belastung kann kaum höher sein in einem internationalen Startup-Unternehmen, in dem verschiedene Zeitzonen zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten bedient werden müssen, und auch bei der zeitlich selbstständig und unabhängig organisierten Social Media Beratung sind Höhepunkte der Entgrenzung erreicht. Glückliche sind diejenigen, die die Erwerbsar-

beit als verlängerten Bereich ihres Hobbys begreifen: „Enjoy what you do and you'll never work one day in your life“ – dieser Satz kann natürlich nur auf die Menschen zutreffen, die für ihre Arbeit auch entlohnt werden.

Der Bereich des Webwork bietet viele Chancen, aber bleibt für manche auch ein prekärer Seiltanz zwischen Selbstverwirklichung und finanzieller Notlage. Respekt wird von der Netzgemeinde oder von den Institutionen gewährt, die von der (auch ehrenamtlichen) Arbeit profitieren. Wenn die Chance ausbleibt, diesen Respekt zu monetarisieren, geben die Menschen früher oder später auf. Wie viel möchte ich investieren, an Zeit und Kreativität und wie viel brauche ich, um mich zu erholen und ein „Privatleben“ zu führen? Fast alle Bereiche der Webwork sind von einer ständigen Eigenmobilisierung und Ausdauer, von kontinuierlicher Kreativität, Qualität und Selbstvermarktung abhängig und von einer Spur Glück oder Zufall, dass Menschen gewillt sind, diese Arbeit finanziell zu würdigen. Das wissen auch die, die aktuell überdurchschnittlich gut finanziert sind. So formuliert ein „Großverdiener“ unseres Samples, dass er zwar sein momentanes Leben sehr genieße, seinen Job aber nicht als zukunftsfruchtig einschätze, und er sich nach einer soliden Festanstellung in einem etablierten Unternehmen sehne, statt seine lukrative, aus der Freizeit entstandene webbasierte Selbstständigkeit ernsthaft weiterzuverfolgen. Das traditionelle Normalarbeitsverhältnis taucht hier und da am Horizont der Wünsche unserer Befragten auf, wenn wir sie nach ihrer Zukunft fragen. Auch wenn es nur ein kleiner Job neben der Selbstständigkeit wäre, so brächte er doch ein gesichertes monatliches Festeinkommen ein, und mensch könnte die Verantwortung der Selbstorganisation und -vermarktung wieder auf die Arbeitgeber verlagern. Die Vor- und Nachteile von Autonomie und Hierarchie werden hier neu gemischt.

Öffentlichkeit und Privatsphäre

Zur Selbstorganisation und -vermarktung gehört auch eine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Privatsphäre und Öffentlichkeit. Das Sich-Äußern in Weblogs, Wikis, E-Learning-Tools, Themenforen, vor allem aber über Social Networks ist Ausdruck einer neuartigen Bekenntniskultur sowie einer neuen Selbstverständlichkeit, über sich selbst Auskunft zu

geben und sich selbst als Objekt der Betrachtung in Szene zu setzen. Die Funktionen sind vielfältig. Es werden große Netzwerke gebildet, die berufliche Kontakte und private Freundschaften umfassen. Diese nutzen der Karriereplanung, spenden Trost in schweren Zeiten oder dienen einfach der routinierten Nebenbei-Kommunikation und dem Sich-gegenseitig-auf-dem-Laufenden-Halten. Interessant sind aber hier

Es existiert ein Selbstvermarktungs- und Selbstpräsentationsdruck, der besagt, wer nicht online präsent ist, würde beruflich und sozial abgehängt, wer nicht mitredet, hätte nichts zu sagen.

bei nicht die Funktionen an sich, sondern die Aushandlungsprozesse, wie weit die berufliche und/oder private Selbstpräsentation im Internet gehen kann, und unter welchem Ausschluss oder Miteinbezug der Öffentlichkeit sie stattfindet. Für diese Auseinandersetzung spielen wie bei keinem anderen Thema die öffentlichen Diskurse für die

persönliche Positionierung eine entscheidende Rolle. Printmedien und Politik übernehmen gern den pessimistischen Teil und problematisieren, dass Personalchefs ihre Bewerberinnen und Bewerber googeln oder bei Facebook ausspionieren. Vertreterinnen und Vertreter wie Karsten Gerloff von netzpolitik.org thematisieren innerhalb der Datenschutzdiskurse die Gefahr der Reduktion der Subjekte auf das marktwirtschaftliche Produkt oder das Kapital großer Internetkonzerne und der Jugendschutz streut Bedenken über jugendliche Freizügigkeit im Netz. Diesen wirkungsmächtigen pessimistischen Diskursen steht ein Selbstvermarktungs- und Selbstpräsentationsdruck gegenüber, der besagt, wer nicht online präsent ist, würde beruflich und sozial abgehängt, wer nicht mitredet, hätte nichts zu sagen.

Wie zwischen diesen widersprüchlichen Diskursen zu agieren ist, liegt nicht gerade auf der Hand. In unserer Studie äußern fast alle: ja, der gegenwärtige oder zukünftige Chef könnte mitlesen. Der Umgang mit diesem Bewusstsein ist aber sehr unterschiedlich. Die einen schränken ihr Informationsmanagement weit ein, die anderen stehen selbstbewusst zu ihrem Privatleben und vertreten die Meinung, dass es einfach nicht der richtige Chef für sie sei, wenn dieser sich über ihr Partyleben mokieren würde. Ganz diesem Umgang entsprechend sind die einen in allen Social Networks vertreten und die anderen eher schüchtern. Die Schüchternen stehen oft hinter ihren eigenen Ansprüchen zurück, möchten kommunizieren, aber gleichzeitig nicht für immer auf das festgenagelt werden, was sie einst in einem Webblog posteten. Die Mutigen und Selbstbewussten entwickeln differenziertere und sehr genau überlegte Strategien. Beispiels-



weise werden die Einstellungen der Social Networks zum Sortieren des Netzwerks in Freundschaften, Bekannte, Kollegium genutzt. Damit kann sehr viel spezifischer bestimmt werden, wem welche Informationen zuteil werden. Mit Hilfe solcher Optionen ist dann auch das Problem gelöst, wie mensch der Kollegin erklärt, dass sie sie zwar bei *Xing adde*, nicht jedoch bei Facebook. Eine passivere Variante, eine Grenze zu ziehen ist es, wenn das jeweils andere Elternteil über das Veröffentlichen von Kinderfotos mitbestimmt, oder die Entscheidung getroffen wird, nur in dem Social Network die Partyfotos zu posten, in dem Eltern oder Chef nicht mitlesen. Die Menschen unseres Samples, die sich eine gewisse gesellschaftliche Prominenz erarbeitet haben, posten gerne pseudo-private Informationen zur Selbstvermarktung (aufregende Freizeiterlebnisse) und richten für die intimen Informationen Fake- oder Zweitaccounts ein, die tatsächlich nur von den engsten Freundinnen und Freunden mitgelesen werden können. Dabei ist nicht zu negieren, dass eine gut inszenierte Selbstvermarktung auch völlig Unprominenten zeitweilig oder rake-tenhaft zu einer Szeneprominenz verhelfen kann. Und schließlich gibt es die Vertreterinnen und Vertreter von Postprivacy-Positionen, die ihr Privatleben völlig öffentlich darlegen und die emanzipatorischen Chancen im „Ende der Privatsphäre“ zu erkennen glauben.

Grenzenloser technischer Wandel?

Zusätzlich verschärft werden die Anforderungen an die Subjekte durch die steigende Zahl an Social Networks, vielfältige Organisations-, Präsentations- und Rezeptions-tools und Unmengen an Apps und Spielereien. Der Ansprache an die Subjekte, diese zu nutzen, wird auch hier unterschiedlich entsprochen: Speziell in unserem Sample finden sich Subjekte, die die rasante Entwicklung genießen, sich in jedem Netzwerk anmelden und immer die neuesten Geräte nutzen. Sie sind immer noch fasziniert von jeder neuen technischen Möglichkeit, setzen sich spielerisch mit allen Feinheiten und Untermenus auseinander und bewegen sich in Communities, die ihnen einen Austausch, manchmal auch einen spielerischen „Battle“ über ihre technisch gestützte Selbstperformance ermöglichen. Ein paar von ihnen sind so technikaffin, dass sie sehnsüchtig auf Möglichkeiten warten, die in ihren Köpfen schon lange existieren, bevor sie auf den Markt kommen, und die den technischen Wandel mit politischen Anliegen selbst mitgestalten. Doch es gibt auch die, die ange-

strengt und überfordert sind vom informationstechnischen Wandel. Sie fragen, warum sie sich denn nun auch noch bei Twitter anmelden müssen, wo es doch schon Facebook und Myspace gibt oder ob sie denn nun wirklich ein Smartphone brauchen. Die meisten tun es dann doch. Denn die wenigsten können sich diesen sich aufdrängenden Entwicklungen widersetzen. Gerade in ihrem Feld der Internetarbeit sind sie darauf angewiesen, mit ihren netzaffinen Kundinnen/Kunden, Kolleginnen/Kollegen und weiteren Netzwerken online zu interagieren und dabei die neuesten Entwicklungen mitzumachen. Zudem brauchen sie ihre Technik- und Medienkompetenz zur Imagepflege und Distinktion, es gehört zur permanenten Anforderung an ihre Qualifikation. Auch das schlechte Gewissen spielt eine Rolle. Über den x-ten Kanal nicht erreichbar zu sein ist ein „No-Go“ im Wettbewerb. So erwachsen hier neben Chancen auch große Problematiken.

Lernen in Institutionen oder autodidaktisch

Den Habitus, im technischen Wandel mitzuhalten, neugierig und fasziniert oder dem technischen Wandel sogar schon voraus zu sein, bringen viele der Interviewten schon aus ihrer Bildungssozialisation mit. Alle bis auf einen haben Abitur, und fast alle haben zumindest schon mal an der Universität geschnuppert. Gleichzeitig ist unser Sample voll von Schul- und Studiumsabbrüchen. An den herkömmlichen Bildungsinstitutionen zu scheitern bringt für unsere Interviewten allerdings kaum Probleme mit sich. Innerhalb der Berufsfelder sind schließlich Fähigkeiten und Praktiken nötig, die herkömmliche Bildungsinstitutionen kaum bieten. Wie auch? Der rasante informationstechnische Wandel gepaart mit seinen vielen Marktlücken und neuen Berufsfeldern passt nicht zu unflexiblen Lehrplänen und starren Wahlpflichtmöglichkeiten. Die Art und Weise der Wissensvermittlung hat sich bei unseren Befragten deutlich verschoben: Die Aneignung von Wissen erfolgt unhierarchisch, auf verschiedenen Kanälen zeitlich flexibler, in fluiden Personenkonstellationen und insgesamt sehr autodidaktisch (online in Foren, beim Chatten und in Wikis, durch Bücher, „learning by doing“ etc.). Im Durchschnitt verwehren sich die Menschen unseres Samples biographisch viel früher als andere gesellschaftliche Gruppen den Themen, die ihnen nicht liegen und suchen sich andere Wege für ihre Interessen. Ihre Art zu lernen, könnte als Mahnung für die herkömmlichen Bildungsinstitu-

Der rasante informations-technische Wandel passt nicht zu unflexiblen Lehrplänen und starren Wahlpflichtmöglichkeiten.

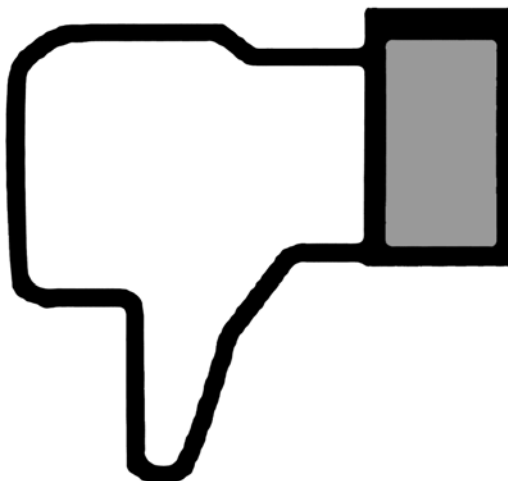
tionen dienen, über weitreichende Reformen nachzudenken.

Andere Grenzen?

Interessanterweise werden an verschiedenen Stellen in unseren Interviews auch nationalstaatliche Grenzen debattiert. In unserem fast ausschließlich *weißen*, gut ausgebildeten Sample, das sich zu großen Teilen aus einer oberen Mittelschicht zusammensetzt, ist die Qualifikation eines Auslandsaufenthaltes für den Lebenslauf ein biographischer Meilenstein. Meist war ein Austauschjahr der Anlass, die Beschäftigung mit dem Internet zu intensivieren. Nur vereinzelt hingegen berichten unsere Interviewten von grenzüberschreitenden Solidaritätsaktionen etwa für Freunde aus der Netzgemeinschaft, die in Bürgerkriegsländern lebten, bei denen Hilfe über das Netz organisiert wurde. Doch deutet sich hier zumindest an, dass das Internet mit seiner Grenzenlosigkeit auch dazu dienen kann, widerständige Praktiken gegenüber nationalstaatlichen Grenzen zu entwickeln.

Und nun?

Es ist deutlich sichtbar, dass gegenwärtig eine Reihe von Grenzen neu verhandelt werden. Innerhalb der beschriebenen Prozesse der Entgrenzung fehlen (bisher) neue gesellschaftliche Routinen oder gültige Vorgaben. Unsere Befragten füllen diese Lücke mit den unterschiedlichsten Umgangsweisen. Sie handeln zwischen Selbstvermarktungsdruck, Zeitgeist, inmitten widersprüchlicher Diskurse, sie sind damit überfordert, sie sind davon genervt, oder sie schöpfen daraus Kraft und genießen es. Die Entgrenzung fordert von den Subjekten eigenverantwortliche Lösungen und Umgangsweisen. Sie nehmen diese Herausforderung kreativ an, setzen sich aktiv auseinander und ziehen für sich neue Grenzen. Dies eröffnet einen Raum für diverse neue Grenzziehungspraktiken, Handlungsstrategien und Überlegungen. Es ist gleichzeitig aber auch eine weitere, möglicherweise belastende Anforderung und Verantwortung, die die Menschen, auf sich selbst gestellt, erledigen müssen.<



Jana Ballenthien ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Hamburg-Harburg und arbeitet im Projekt „Subjektkonstruktionen und digitale Kultur“.

Tanja Carstensen arbeitet an der TU Hamburg-Harburg und leitet dort das Hamburger Teilprojekt „Webbasierte Erwerbsarbeit“ im Verbundprojekt „Subjektkonstruktionen und digitale Kultur“.

